

dtv

YORCK KRONENBERG

TAGE DER
NACHT

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Originalausgabe 2015
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Gesetzt aus der Life
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28060-0

Felix Schmidt gewidmet

Erst seit dem Überfall liegt er wieder viel wach: Er ist ein alter Mann und er lebt mit seiner jungen Frau in einem Landhaus im Westen Englands. Er hat sein ganzes Berufsleben über als Literaturwissenschaftler gearbeitet, und manchmal, wenn der Wind so stark gegen die Fenster schlägt, dass er nicht schlafen kann oder wenn der Nachbarshund in seiner Hütte zu heulen beginnt wie ein Wolf, formuliert er in seinem Kopf Sätze, die sein Leben zusammenfassen; er beschreibt den Vater, der lange tot ist, seine erste Frau. Er kann in Gedanken und Bildern so schnell von einer Zeit zur anderen springen, dass er es manchmal bedauert, nicht alle Wörter gleichzeitig aufs Papier werfen zu können; seine Frau weiß wenig von ihm. Auch seine Kinder, die erwachsen sind und ihre ersten eigenen Wohnungen bezogen haben, haben von seiner Herkunft eine Vorstellung, als hätten sie Schwarzweißfotos aus Kriegszeiten betrachtet – sie wissen um bestimmte Ereignisse, verbinden sogar Gesichter damit, doch alles von außen, weit entfernt, als hätte niemand diese Vergangenheit je erlebt. Wenn sich nachts

Sätze bilden, wird die Sprache selbst durchlässig, verweist so unmittelbar auf seine Erinnerungen, dass sie auch den Kindern sein Leben vermitteln würde: wie Telepathie. Im Einschlafen schließen ihn seine Bilder dann von allen Seiten ein.

Er schreckt oft hoch. Er hat immer wieder unter Phasen der Schlaflosigkeit gelitten, die im Laufe der Jahre seltener geworden sind – mit zunehmendem Alter wurden seine Nächte still, sanfte schwarze Aussparungen, in denen aller Lärm verstummte. »Wie eine Vorbereitung auf die letzte Ruhe«, hat er zu seiner Frau einmal gesagt, die diese Äußerung, wie alle seine Bemerkungen, die sich auf sein Alter beziehen, auf das Nachlassen seiner Kräfte oder die Nähe des Todes, die er immer deutlicher zu spüren meint, übergang: Als könne man das Alter ungeschehen machen wie einen Geist, an den man nicht mehr glaubt. In seiner Kindheit hat er sich manchmal vorgestellt, seine Gedanken würden gelesen – von seinen Eltern?, von Gott? – und würden Spuren hinterlassen, die mit den dann erfundenen Maschinen noch Jahrhunderte später im Mauerwerk seines Zimmers nachweisbar wären.

Es ist weniger die eigene Todesangst, die noch Wochen später in ihm nachschwingt, die Angst, angegriffen zu werden oder unter dem Ansturm des eigenen rasenden Herzschlags zusammenzubrechen; es ist die Angst um seine Frau, die Angst, ihr nicht helfen zu können, das Gefühl der Ohnmacht, das ihn am meisten quält. Dann stellt er sich vor, sie zu verteidigen, zu verhindern, dass sie aus dem Schlafzimmer geführt wird, indem er den Griff des Maskierten, der ihm ein Messer an

den Hals drückt, mit einem Schlag löst, aufspringt und seine Frau zur Seite reißt. Doch reicht seine Vorstellungskraft nicht dazu aus, eine Szenerie zu entwerfen, in der ausgerechnet er auch die beiden anderen Maskierten, die in der Tür stehen, zur Seite drängt und etwa die Treppe hinab bis zur Küche gelangt, um dort mit einer Hand nach einem Tranchiermesser zu greifen und mit der anderen den Hörer des Telefons abzunehmen.

Weit häufiger malt er sich aus, was er sich schon in jener Nacht ausmalte, in der er tatsächlich eben im Stuhl sitzen blieb und die Klinge des Fremden an seiner Kehle spürte, vor Angst frierend, spärlich bekleidet – manchmal schreit er auf im Schlaf. Dann streicht seine Frau ihm über den Kopf, spricht beruhigend auf ihn ein: »Es ist mir doch nichts passiert. Überhaupt ist kein Schaden entstanden, den die Versicherung nicht begleichen würde.« Sie hat den Einbrechern den Tresor geöffnet, aus dem sie ein Bündel Aktien und Bargeld nahmen, dann sind sie gegangen. Seine Frau, die schon zur Zeit ihrer ersten Begegnung die Robustere der beiden war, schläft nach wie vor gut; größeren Wert als sonst legt sie nur auf das Glas Wein am Kamin und das abendliche Gespräch, bevor die beiden zu Bett gehen. Die Nachbarn haben sich einen Hund angeschafft; weil Anton noch immer viel verreist, hat das Ehepaar sich eine Alarmanlage installieren lassen.

Wenn er zur Ruhe gekommen ist, wenn sein Herzschlag ihm nicht mehr in den Ohren dröhnt und er nach Stunden spürt, wie der Schlaf in ihm endlich zur Möglichkeit wird,

dann tauchen mitunter Bilder auf, von denen er kaum mehr geglaubt hätte, dass er sie in sich trug. Eine Frau beugt sich über sein Bettchen und greift ihm nach der Nase, lächelt ihn an – noch ein Baby, erwidert er doch in diesem Moment zum ersten Mal bewusst ein Lächeln. Es ist kein Verzerren des Gesichts mehr, kein unverständenes Aufreißen des Mundes, er gibt wissend und absichtsvoll ein Zeichen, indem er den Gesichtsausdruck verändert. Später, noch als junger Erwachsener, hat er diesen Moment als seine erste Erinnerung bezeichnet, hat ihn geschildert und wieder geschildert, doch war das Bild ätherisch, halb nur geahnt, wurde schnell von seinen Worten verdeckt, überdeckt und endlich ganz ausgelöscht. Überhaupt scheint es ihm, dass auch wichtige Ereignisse mit jedem An-sie-Rühren, mehr noch mit jedem Benennen in Frage gestellt, verändert werden, sodass endlich von einem Gipfel der Wiederbewusstmachung zum nächsten nur noch Echos weitergetragen werden, bis hinter dem so entstehenden Gebirge die Erfahrungen selbst nicht mehr wahrnehmbar sind. Gerade jetzt aber, in einer Zeit der Schlaflosigkeit, öffnen sich ihm wieder Schneisen, durch die er nicht nur zurückblicken kann, nein, sich geradezu hinübergezogen fühlt in eine Perspektive, die so weit zurückliegt, dass sie schon einem anderen Ich anzugehören schien. Insgeheim hatte er selbst kaum mehr geglaubt, dass hinter den Wörtern ein tatsächliches Ereignis steht, das sie begründet: In einer Nacht aber fühlt er selbst wieder den Blick einer Frau auf sich gerichtet, die nicht seine Mutter ist – eine Freundin vielleicht?, Frau

Wegener aus der Nachbarschaft? – hört ihr geräuschhaftes Brabbeln, das Lachen, sieht ihre Hand auf sich zukommen und – lächelt.

Wenige Tage nach dem Einbruch besuchte Anton den ortsansässigen Laden für Angelsport. Er fühle sich bedroht, deutete er an. Der Besitzer schob ihm eine Pistole über den Tresen. »Ohne Quittung«, sagte er. »Im Dorf wissen wir ja alle, was Ihnen und Ihrer Frau geschehen ist.«

Einen ganzen Nachmittag saß Anton am Tisch in der Küche, ein Etui, Patronen, die halbautomatische Waffe vor sich ausgebreitet. Zunächst fiel es ihm schwer, den Verschluss zurückzuziehen, Metall, das wie auf einer Schiene über einen Widerstand hinweggeführt werden muss, damit eine Kugel beim folgenden Vorschellen des Verschlusses aus dem Magazin in den Lauf springt. Seine Finger sind schwach. Er führte die Bewegung so häufig aus, bis sie ihn kaum mehr Mühe kostete, die Mechanik ist von perfekter Präzision, dabei aber so einfach, dass die Funktionsweise unmittelbar einleuchtet: kein raffiniertes Ineinandergreifen verschlungener Rädchen, kein verborgenes Zusammenwirken, kein Geheimnis. Die Mechanik ist so elementar, dass jedes Kind sie verstehen könnte. Kalter Stahl. Stahlfedern. Druckkammer. Ein Bolzen, der das Ende des Geschosses zur Explosion bringt. Die Pistole wiegt etwa siebenhundert Gramm: Selbst wenn man nie zuvor eine Handfeuerwaffe gesehen hätte, wenn es keine Munition gäbe und einem der eigentliche Zweck des Gerätes verborgen

bliebe, würde man auf eine Waffe tippen, eine Art metallenen Faustkeil, auf einen Schlaghammer. Anton hob die Pistole in die Höhe, wog sie in der Hand, betastete den geriffelten Griff: kompakt, kalt. Auch das Gleiten des Verschlusses, das Einrasten des Schlaghebels: funktional, sachlich, einzig der eigenen Aufgabe verpflichtet. Er stellte sich den Knall vor, wenn er abdrücken würde, das Geräusch, mit dem das Geschoss auf die Wand treffen, halb in den Stein eindringen und einen Splitter losschlagen würde. Er richtete den Lauf auf das Fenster, durch die Scheibe hindurch auf einen der Bäume. Am Gartenzaun blieb der Briefträger stehen, die Waffe wies genau auf seinen Kopf. Empfund Anton jene Macht, die in der Nacht des Einbruchs die Eindringlinge über ihn gehabt hatten? Der Postbote zog aus einer Tasche mehrere Briefe hervor. Eine einzige Bewegung von Antons Zeigefinger hätte das Ende eines Lebens herbeiführen können, eine einfache Kausalkette in der größeren Mechanik der Welt. Auch Antons Körper, sein Gehirn: Für einen Moment befürchtete er, ein Automatismus laufe ab, über den Kontrolle zu haben das Bewusstsein sich – ihm? – nur vorspiele. In der Nacht des Einbruchs war der im Sessel bebende halbnackte Körper eines Greises irgendwann nicht einmal mehr sein eigener gewesen, war im Gegenteil vollständig von ihm abgerückt. Auch der Einbrecher in seinem Rücken war mit einem Mal aller Menschlichkeit beraubt gewesen, schien überhaupt kein handelndes Subjekt mehr zu sein, eine Figur in einer sich nach autonomer Gesetzmäßigkeit vollziehenden Konstellation, nichts weiter. Keine Sekunde

hätte Anton gezögert, ihr eine Kugel in den Kopf zu jagen, doch wäre dies ohne Leidenschaft geschehen, ruhig, höchstens noch die eigene Neugierde provozierend, die Neugierde über sich selbst und über den zu Boden fallenden Körper. Es war nur ein Augenblick gewesen, eine Sekunde in einem Zeitraum, der endlos gewirkt hatte: In dieser Sekunde aber hatte sogar der Mensch in seinem Rücken machtlos gewirkt, ein Stein in einem Spiel. Auch die eigene Furcht war Anton fremd geworden, das Zittern der eigenen Füße auf dem Wollteppich, der ihm wie Stacheldraht vorkam, war ihm seltsam erschienen, komisch geradezu, er würde später darüber lachen. Hätte Anton den Maskierten umgebracht, wäre es nicht anders gewesen als jede andere neue Erfahrung, auch mit achtzig hat man vieles noch nicht erlebt.

Er legte die Waffe auf den Tisch. Löste behutsam den Hahn. Er atmete auf, als seine Hand das Magazin aus dem Griff zog, die letzte Kugel aus dem Lauf herausfallen ließ. Eine seltsame unbehagliche Ruhe legte sich über ihn, als sei er schon zu erschöpft, noch weiter Zorn zu empfinden. Der Briefträger war stehen geblieben, erst jetzt hob er seine Tasche vom Boden auf. Hatte er Anton gesehen? Er hängte sich die Tasche am Riemen über die Schulter. Ging langsam und in Gedanken versunken am Gartenzaun entlang aufs Dorf zu.

Als Franziska die Küche betrat, hatte Anton die Waffe bereits von sich geschoben. »Ich will aber nicht, dass du das Ding jetzt im ganzen Haus mit dir herumschleppst«, sagte sie. Er blickte erstaunt auf. Für einen Moment hatte er sich

einen Wald vorgestellt, mit knorrigen Bäumen und dichtem Unterholz. Seit er alt ist, malt er sich häufig Landschaften aus, weite bewachsene Flächen oder Städte, in denen er einmal gewesen ist. Oft sind diese Gegenden unbewohnt, menschenleer – manchmal träumt er von ausgedehnten Spaziergängen entlang der verlassenen Küstenlinie, von Spuren im Sand. »Ich schließe die Sachen gleich weg«, sagte er. »Das Magazin gehört in die kleine Schatulle, die Pistole schließe ich in die große. Es kann nichts passieren, Franziska.«

Als er die Treppe zum Schlafzimmer hinaufging, hatte er den Eindruck, in seinem müden Körper förmlich zu schweben.

Immer wieder kommen ihm nachts Orte der Kindheit in den Sinn – die Uhrenwerkstatt des Großvaters, die er liebte; der Esstisch der elterlichen Wohnung; sein Zimmer mit den geöffneten Fenstern zum Innenhof, in dem zwei Bäume sich im Wind wiegten – und vermischen sich mit Bildern der Gegenwart, sodass ihm für Momente fast eine dritte Existenz zukommt: eine Existenz der Gleichzeitigkeit, in der er zwischen den Zeiten lebt und so paradoxerweise von ihnen abrückt. Irgendwann ergibt sich ein Sog, in dem ein einziges Bild wie aus großer Entfernung auf ihn zuzufallen scheint: Noch vor dem Aufprall öffnen sich in jähem Schrecken seine Augen und er sieht den Sessel, auf dem der Einbrecher ihn zurückhielt, während zwei weitere Männer seine Frau hinausführten. Hat er Franziska verraten? Die Männer haben schwarze Wollmützen über die Gesichter gezogen, sodass nur schmale Augen-

schlitze eine Ahnung von Identität vermitteln, Blut rauscht so laut durch seine Ohren, dass er später nicht mehr wird sagen können, ob sie miteinander geredet haben, einmal versuchte er sogar, sich aufzurichten, in diesem Moment wurde der Griff um seine Schulter fester, drückte sich die Klinge an seinen Hals, dass er zurückzuckte – ein Schmerz, als hätte er sich beim Rasieren geschnitten. – Seine Frau beteuert immer wieder, dass er nichts hätte ausrichten können, dass in jedem Fall das Ergebnis unüberdachter Tollkühnheit nur schlechter hätte sein können als der tatsächliche Verlauf jener Nacht. – »Hätte ich nicht auch versuchen können, *dich* zu schützen?«, sagt sie und schlägt die Augen nieder. Momente der Stille folgen, die Anton beunruhigen. Es ist, als lebe die eigene Machtlosigkeit, die er den Eindringlingen gegenüber empfand, in seiner gegenwärtigen Unfähigkeit fort, mit Franziska ins Gespräch zu kommen. Manchmal gibt er dem Impuls nach, seine Hand nach ihr auszustrecken. Wenn sie dann zu ihm aufblickt, mit ungewisser, vielleicht ihr selbst nicht klar ausformulierter Frage im Blick, zuckt er förmlich zurück: Seit dem Einbruch kommt es ihm vor, als sei sein Gesichtsfeld zu einem kleinen Kreis zusammengeschrumpft.

Er kann sich noch gut daran erinnern, wie er Franziska das erste Mal sah – er hatte Bedenken, sie als Assistentin an der Universität einzustellen. Nicht, dass es Zweifel an ihrer Eignung gegeben hätte – ihre Zeugnisse waren gut, im Gespräch wirkte sie informiert, aufgeschlossen und klug –, vielmehr war es gerade ihre Kompetenz in Verbindung mit ihrer persön-

lichen Attraktivität, die ihn vorsichtig machte. Er fühlte sich labil, seine erste Ehe war gescheitert, er fürchtete, schließlich auch im Beruf in eine Situation zu geraten, die er nicht kontrollieren konnte. Umso formeller ging er mit ihr um, setzte sie gegenüber anderen Mitarbeitern zurück und mied das persönliche Gespräch; er erwartete, sie würde bald kündigen. Stattdessen schien sie gerade seine Distanziertheit zu schätzen: Während der ersten Zeit ihres zunächst heimlich vollzogenen Verhältnisses sprach er sie auch unter vier Augen mitunter versehentlich noch mit ihrem Nachnamen an. Außerhalb ihrer Gegenwart kam es Anton vor, als bewege er sich durch eine Welt aus Glas, die in seltsamen Dissonanzen zu schwingen begann, sobald man anderen Menschen zu nahe kam. Nur in Franziskas Gegenwart gab es Momente des Einklangs, in denen er sich selbst in einem Blick, in einer absichtslos vollzogenen Berührung vergaß. Damals dachte er kaum einmal an frühere Erlebnisse, an seine Kindheit, an die gespannte Stille im Elternhaus, nachdem die Sirenen verstummt waren: Seine Unruhe war reine Gegenwart, als erlebe er auch das Gefühl von Fremdheit, von Unvereinbarkeit aller Elemente seines Umfeldes zum ersten Mal. Freilich fragte die Assistentin, mit der sich ein Liebesverhältnis eher ergeben hatte, als dass er es begonnen hätte, danach, was für ein Kind er gewesen sei. Vielleicht war das ihre Art, den beträchtlichen Altersunterschied, der zwischen ihnen bestand, zu überwinden: Er sei noch immer wie ein Junge, neckte sie ihn manchmal, wenn sie ihm mit der Hand durchs Haar strich. In Wahrheit aber

hat er kaum etwas über seine Herkunft erzählt, vielleicht aus Scheu, eine Vergangenheit, die er selbst kaum mehr als seine eigene empfand, doch wieder an seine Gegenwart zu binden, vielleicht aus Furcht, sie könne seine eigene Interpretation der Geschehnisse anzweifeln. Er fühlte sich mit dem Jungen, der er einmal gewesen war, nur dem Namen nach verwandt, vielleicht hätte Franziska eine Ähnlichkeit konstruiert, die ihn gekränkt hätte. Später fragte auch sie kaum mehr nach seinem Vorleben: Die beiden bekamen selbst eine Vergangenheit miteinander, das Fotoalbum füllte sich mit Bildern – die Hochzeitsreise, die Tochter, der Sohn, Besuch bei ihren Eltern, Einschulung, Konfirmation, Abiturfeiern –, sie gab sich damit zufrieden, die Rahmendaten seines Vorlebens zu kennen, das nun endgültig einer abgeschlossenen Zeit, einer anderen Welt anzugehören schien.

In manchen Nächten fallen ihm Bilder ein, ohne dass er nach ihnen gesucht hätte – die Farbe eines Hündchens aus der Nachbarschaft, das Muster eines Teppichs – und es überkommt ihn eine Sehnsucht, die in ihrer Intensität Ähnlichkeit mit Glück hat. Auf dem Fensterbrett in seinem damaligen Zimmer lag neben einem Fernglas seine Taschenuhr, die er jeden Morgen aufzog: ein Geschenk des Großvaters, Mamas Vaters, des Uhrmachers. Einmal träumt er davon, Opa die Hand zu geben – der alte Mann beugt sich so weit zu ihm nach vorn, dass der Junge befürchtet, seine Brust und der Kopf, der durch den grauen Spitzbart noch länger und schwerer wirkt, könnten den ganzen Körper aus dem Gleichgewicht bringen. –

»Wo bist du all die Jahre über gewesen, Junge?« – Dabei ist Anton doch selbst längst alt geworden, wie ist es möglich, dass der Vorwurf des Großvaters ihn noch immer trifft, als stelle er sein gesamtes späteres Leben in Frage? Anton will sich rechtfertigen, empfindet undeutlich wieder Zorn darüber, dass der Großvater dem Jungen verbot, ein Mädchen aus der Nachbarschaft an deren Geburtstag zu besuchen. – Der Großvater winkt ab. »Warum hast du dich nicht mehr gemeldet?« Es ist, als habe mit dem Großvater auch die Mutter, ja selbst der Vater all die Jahre über auf ein Lebenszeichen von Anton gewartet. Das Bild der Uhrenwerkstatt ist so deutlich, dass Anton noch im Erwachen meint, Einzelheiten mit dem Finger nachzeichnen zu können.

Vater war Musiker. Den Erzählungen der Mutter zufolge hatte er die Uhrenwerkstatt über Jahre fast täglich besucht, um Mama, die nachmittags an der Kasse aushalf oder hinter dem Tresen über ihren Schulaufgaben brütete, wenigstens einen flüchtigen Blick zuwerfen zu können. Wenn er wenig Geld hatte, kaufte er bei Besuchen doch zumindest eine Metallfeder – die kleinen geschwungenen Ersatzteile waren das Billigste, das es in der Werkstatt zu kaufen gab. Ein paar Federn lagen später auch in der Vitrine neben den Küchenschränken: »So haben wir uns kennengelernt, dein Vater und ich ...«

Vielleicht hat Anton seiner Frau auch aus Scham so wenig erzählt, noch vor wenigen Jahren antwortete er auf ihr Fragen hin, dass der Groll, den er nach all der Zeit auf seinen Vater empfinde, eher noch zunehme. Natürlich weiß Anton, dass

sein Vater selbst ein zutiefst unglücklicher Mensch gewesen sein muss, ein an der Welt Leidender, der den eigenen Verzweiflungsschüben und seinem immer wieder hervorbrechenden Alkoholismus phasenweise vollständig ausgeliefert war. Musste er aber nicht dennoch sehen, dass er zwei Menschen mit sich ins Unglück zog, die ihn liebten? Nahm er sie überhaupt wahr?

Der vielleicht entscheidende Grund für sein Schweigen, so überlegt Anton sich in seinen Nächten, mag jedoch darin liegen, dass er sich bis heute fragt, ob er von jenem Vormittag in der Schule, von dem folgenschweren Wortwechsel mit seinem Lehrer vor über siebzig Jahren überhaupt eine zutreffende Vorstellung hat. Nicht nur, dass auch hier der Kern der Erinnerung längst von Überlegungen, Querverbindungen und Nachgedanken überwuchert ist: Er ist sich nicht einmal sicher, wie bewusst sich der Junge sein konnte, welche Konsequenzen ein einziges Gespräch mit einem Außenstehenden in jener Zeit haben konnte. Seitdem fließen Ursache und Folgen unentwirrtbar ineinander, vielleicht war es nach all den Jahrzehnten überhaupt erst die Erfahrung des Überfalls, das Gefühl des Ausgeliefertseins und der Angst, das ihn wieder eine Verbindung zu frühesten Eindrücken spüren ließ: Auch damals muss sein Lebensgefühl oft von Ohnmacht bestimmt gewesen sein.

In Wahrheit aber liebte er seinen Vater, auch das empfindet er heute mit einer Klarheit, die ihn verblüfft. Wenn der Vater aus dem Musikzimmer kam, in dem er oft über Stunden in Folge Geige übte, mit leerem Blick und vom Kopf

stehendem Haar, so eilte der Junge ihm entgegen, jedes Mal. Blieb der Vater stehen und beugte sich zu ihm hinab, so sprang er vom Boden auf, wo er gespielt hatte, reckte sich nach dem Arm des Vaters und überschüttete ihn mit Bitten: »Spielst du mit mir Ball? Spielst du mit mir Mensch-ärgere-dich-nicht?«, oder er zog ihn einfach nur in die Ecke des Raumes, um ihm zu zeigen, was er dort aus Holzklötzen gebaut hatte: »Schau mal, mein Turm!« – Der Vater kniete sich auf den Boden, begutachtete den Turm von allen Seiten und stellte mit seiner Hand einen Mann dar, der sich über den Teppich dem Bauwerk näherte. – »Was will er da?«, fragte der Junge. – »Er will eine Nachricht überbringen«, antwortete der Vater. – »Was für eine Nachricht?« – Und schon trat mit der Hand des Jungen eine weitere Figur auf, die statt seiner das Gespräch fortsetzte. Mama blickte vom Tisch auf und lächelte. Später nahm sie den Vater in den Arm, während das Kind noch über den Boden kroch, summend, fantasierend, versunken. Inzwischen war der Turm von einer ganzen Fülle unterschiedlicher Figuren bevölkert.

Am Wochenende kamen die Großeltern zu Besuch, Mamas Eltern. Oma war eine dünne Frau mit langem grauen Haar, das meist zu einem Dutt zusammengebunden war. Manchmal löste sie vor dem Spiegel im Flur den Knoten, dann fielen die dünnen Strähnen ihr bis weit über den Rücken und liefen in feine weiße Fäden aus, die der Junge sich um die Finger wickelte. Sie zog seine Hand zurück. »Soll ich dir zeigen, wie man einen Zopf flicht?«, fragte sie. – Beim Essen erzählte Opa